

Prof. Dr. Karl Gerhard Lickfeld

Geheimnisse hinter einer Weißdornhecke

Beobachtungen eines Schülers, die sein Leben prägten

Sommer 1938, Dimbeck 66. Wir haben Besuch, und auch ich, 13 Jahre jung, halte mich im Wohnzimmer auf und mache, wie mein Vater zu sagen pflegte, "große Ohren", um mitzubekommen, was unsere Besucher zu berichten haben. Es sind Dr. Johannes Langfeldt (Leiter der Mülheimer Stadtbücherei) und Frau und Georg Bachmann (Privatgelehrter, 1948 Mitbegründer der CDU in Mülheim), allesamt Duzfreunde meines Vaters.

Maria Langfeldt hatte eine Reise nach Weimar gemacht. Im Laufe des lebhaften Gesprächs berichtet sie, sie sei nahe Weimar auf einen Steinbruch gestoßen, von dessen Rand aus sie Zwangsarbeiter beobachtet habe, die unter wohl polizeilicher Bewachung Steine zu brechen und zu transportieren hatten. Es handele sich um einen Arbeitsplatz, der zu einem Konzentrationslager gehöre. Es folgten Bemerkungen, die mir ganz deutlich machten, wie sehr die Gäste und mein Vater den Nationalsozialismus verachteten.

Wahrscheinlich hätten sich Frau Langfeldts Schilderung und die ihr folgenden Bemerkungen nicht so tief in mir gefestigt, wie sie es getan haben, wenn sich nicht unmittelbar nach ihnen der von mir sehr verehrte Georg Bachmann an mich gewendet und mir eindringlich gesagt hätte, daß ich unter gar keinen Umständen anderen Leuten erzählen dürfe, was ich soeben gehört hatte, denn anderenfalls würde mein Vater auch in ein Konzentrationslager gebracht.

Das Schweigenmüssen ist mir gar nicht schwergefallen, allein schon weil die Elternhaus-Atmosphäre verriet, daß mein Vater den Nationalsozialismus ablehnte, und weil ich ohnehin introvertiert war.

Heute, fast 60 Jahre später, muß ich, rückblickend, feststellen, daß jene so fernen Minuten in der elterlichen Wohnung meine Einstellung zur Welt der Politik entscheidend beeinflußt haben: Sie waren ein tiefgreifendes Schlüssel-erlebnis, das die Seele eines Knaben an die Düsterei ungesühnter politischer Straftaten heranführte.

Bis Ende 1939 war mein Schulweg von der Dimbeck zum "Staatlichen Gymnasium mit Realgymnasium" (dann "Langemarck-Schule", heute "Otto-Pankok-Schule") nicht so lang, daß ich mir ein Fahrrad gewünscht hätte, um vergleichsweise mühelos und schnell zu ihm zu gelangen. 1939 erwarb mein Vater die im Flecken Oberkuhle leerstehende, einklassige Icktener Schule, ein Fachwerkhaus, dessen Wohnteil Ende des 18. Jahrhunderts gebaut worden ist. Die Schulwege wurden zeitraubende, tägliche Pflichten. Frühmorgens ging es zunächst durch ein "Büschken" abwärts ins Rossenbecktal, dann aufwärts durch einen Hohlweg zum Bauernhof der Familie Bongards, von dort, den damals noch frei zugänglichen Südwestbereich des Flughafens Essen/Mülheim durchquerend, nahe der "Richthofen-Siedlung" am Brunshof vorbei, zur Straßen-

bahn-Endhaltestelle "Flughafen" der Linie 11 und von dort zum "Kaiserplatz". Bis zur Schule war es dann nicht mehr weit. Ohne jemals zu klagen, ging ich zweimal täglich diesen weiten, zeitraubenden Schulweg, immer wieder fasziniert von den Naturschönheiten in einer noch wenig gestörten oder gar zerstörten Landschaft im Bereich der Rossenbeck.

Der grasbewachsene, daher unauffällige Weg zwischen dem Bongards-Gehöft und dem Brunshof-Anwesen, den Leitungen tragende Holzmasten begleiteten, hieß "Siebenmorgenweg". Hieß - denn vergeblich sucht man diese Bezeichnung heutzutage in einem Mülheimer Straßenverzeichnis: Der "Siebenmorgenweg" ist unter einer meterhohen Erdschicht verschwunden, die zum Flughafen-gelände gehört. Für mich hat dieser Weg schicksalhafte Bedeutung.

Begeht man, von der Lilienthalstraße her kommend, die Brunshofstraße, gelang man bald, zwischen einer steilen, hohen Böschung zur Linken und einer Weißdornhecke zur Rechten, zu einer Abbiegung nach links. Die südliche Richtung, die die Brunshofstraße von dort ab bis zur nächsten Abbiegung, dort nach rechts, einhält, ist auch die des Siebenmorgenweges gewesen, der dort einmündete. Der Brunshof befand sich rechterseits am damals längeren geradlinigen Abschnitt dieser Straße. Auf der östlichen Seite des

Weges wuchs Anfang der vierziger Jahre, auf niedriger Böschung, eine mannshohe Weißdornhecke, hinter der, im leidlich Verborgenen, in Höhe des Brunshofes, damals düstere, braunschwarze Holzbaracken errichtet wurden.

Ich wußte, ja ich ahnte nicht, für was oder für wen diese Baracken entstanden, die mich an Baracken des "Arbeitsdienstes" erinnerten, die ich sehr wohl aus Abbildungen in Zeitschriften kannte.

Nicht nur Ahnungen ließen mich aufmerksam werden, daß der Barackenkomplex etwas zu verbergen hatte, das ich noch nicht kannte. Bald stank es dort nach Fäkalien, was völlig unzureichende hygienische Verhältnisse in ihm verriet.

Damals, vor nunmehr rund 60 Jahren, war das Grundstück des Brunshofs nach Süden hin mit einer üblichen, niedrigen Weißdornhecke begrenzt. Eines Morgens, als ich auf dem Siebenmorgenweg zur Straßenbahnhaltestelle eilte, hockten vor dieser Hecke einige Männer mit halbwegs heruntergestreiften Hosen, um ihre große Notdurft zu verrichten. Ihre Schädel waren kahlgeschoren, und ihre Kleidung war so, wie ich sie mir bei Zuchthäuslern vorstellte: senkrecht hell-dunkel gestreift. Die Hockenden wurden von bewaffneten Wachtposten im Auge behalten. Starr nach vorn blickend, tat ich so, als wenn ich die Männer nicht beobachtete, tat es aber doch aus den linken Augenwinkeln heraus. Auf der Stelle war mir klar, daß sie Insassen der düsteren Baracken waren, und daß sie gewiß inhaftiert worden waren, weil sie in irgendeiner Weise nationalsozialistischen Methoden Widerstand entgegengesetzt hatten. Was ich an diesem Morgen

sah, sah ich des Morgens dann häufiger.

Eingedenk der eingangs erwähnten Mahnung, ja Warnung Georg Bachmanns und auch auf Grund erweiterter eigener Beobachtungen habe ich mit niemandem über meine Beobachtungen gesprochen, meine Mutter ausgenommen. (Mein Vater war schon verstorben.)

Auf der Heimfahrt mit der Straßenbahn pflegte ich schon an der Haltestelle Windmühlenstraße auszusteigen. Als ich an einem sehr kühlen, wenn nicht gar kalten, frühen Nachmittag ausstieg, befand ich mich schon in der anfänglichen Steigung der Straße hinter einem Lagerinsassen, an dessen rechter Seite ein bewaffneter Polizist schritt. Da hatte ich nun die Bekleidung eines Gefangenen dicht vor mir, die um seinen Körper flatterte, da schlug in seinem Gehrhythmus eine Metallschüssel, an einer um die Taille geschlungenen Kordel befestigt, gegen seinen Körper, da sah ich, dicht vor mir, seine nackten Füße in primitiven, hölzernen Sandalen ohne Fersen. Kein Wort fiel zwischen den Männern. In der Nähe des Lagers trennten sich unsere Wege. Mich hatten sie gar nicht beachtet.

Die Häftlinge schufteten im Südwestbereich des Flughafens. Ganz offensichtlich ging es bei den rein manuellen Erdarbeiten darum, das Niveau des gewachsenen Geländes dort auf das des in Betrieb befindlichen Flughafens zu erhöhen. Von Hand mit braunem Erdreich gefüllte Loren wurden von Hand zum Abladeplatz geschoben ...

An einem unvergeßlichen Tag sah und beobachtete ich, auf dem Weg zur Haltestelle der Straßenbahn, im Gelände der Erdarbeiten

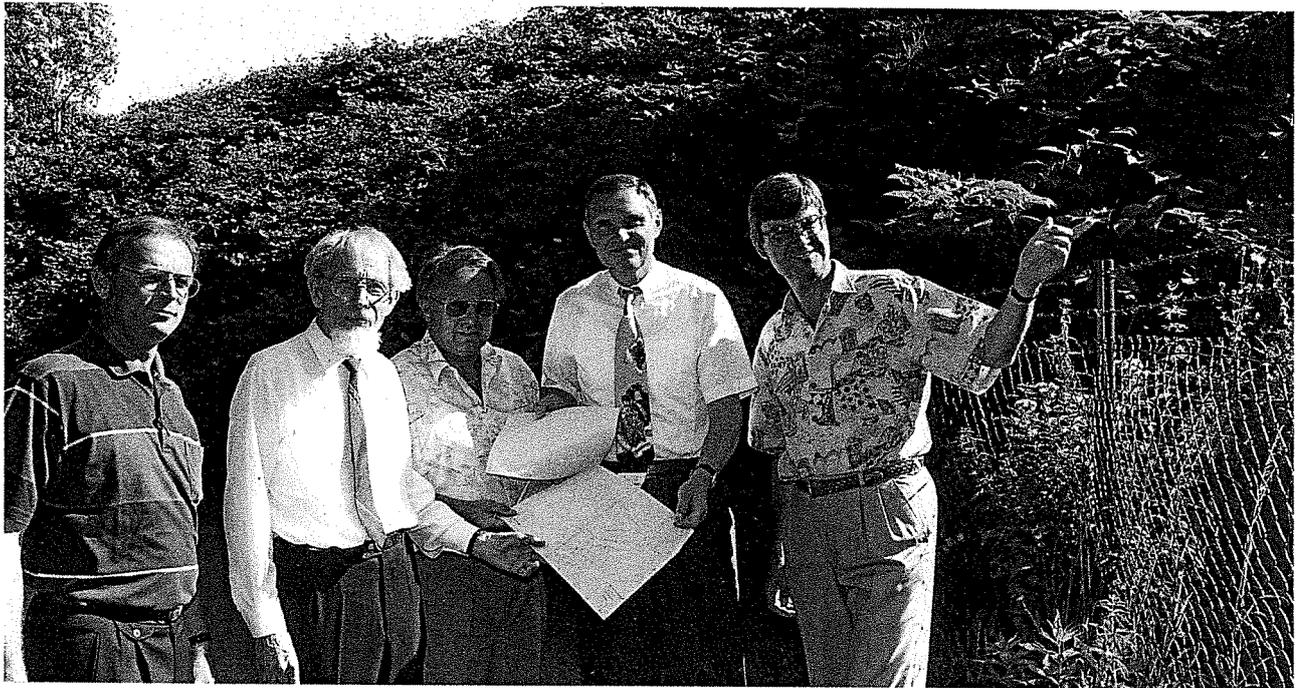
eine Häftlingsgruppe von etwa 10 bis 15 Männern, die zuschauten, gewiß wohl zuschauen mußten, wie ein sich in ihrer Mitte befindender Leidensgefährte von einem uniformierten Bewacher mit einem Knüttel zusammengeschlagen wurde, offensichtlich mit voller Kraft und kräftig Schwung nehmend. Die Hiebe, die auch auf den Schädelbereich zielten, streckten das Opfer zu Boden ...

Dieses für den nationalsozialistischen Polizeistaat typische, symbolhafte Erlebnis hat mich völlig aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen. Heute noch ist es ein unauslöschliches, hervorstechendes Bild des Schreckens, neben manchen anderen, die die Zukunft damals für mich bereithielt.

Wenig später half ich, in Pommerns weiträumiger Landschaft Straßen zu bauen, in Stettin Luftschutzgräben und in seinem Hafen riesengroße Löschwasserbecken auszuheben. Nahe der Wolga, hinter Stacheldraht, arbeitete ich in einer Ziegelei. Nach lebensbedrohender Erkrankung kehrte ich in die Heimat zurück, studierte in Bonn Naturwissenschaften und promovierte. Bis zu meiner Entpflichtung als Hochschullehrer war ich in einem Spezialgebiet der theoretischen Medizin tätig.

Ich erwarb einen Pilotenschein, einem schon in meiner Kindheit sich in mir entwickelnden Wunsch folgend. Wann immer ich mit einer Einmotorigen auf dem Landeplatz Essen/Mülheim startete oder landete, fiel mein Blick auch auf den Flecken Erde, auf dem sich das Lager befunden hatte ...

Anlässlich einer Tagung in Jerusalem hatte ich 1976 Gelegenheit, die Gedenkstätte Yad Vashem aufzusuchen. Dort stieß ich auf eine



Professor Dr. Lickfeld (2. von li.) und Oberbürgermeister Hans-Georg Specht (2. von re.) besichtigen zusammen mit Mitarbeitern der Stadtverwaltung den vorgesehenen Standort der Gedenktafel für die Menschen, die im Arbeitserziehungslager "Flughafen Mülheim/Ruhr" litten und starben.

stilisierte geographisch/graphische Darstellung aller Städte und Ortschaften, in oder nahe denen sich von Deutschen errichtete Konzentrationslager befunden haben. In dem Augenblick, als ich auch "Essen/Mülheim" las, brachen meine Erinnerungen an die Erlebnisse am Siebenmorgenweg mit aller Gewalt in mein Bewußtsein zurück. Auf der Stelle sagte ich meiner Begleiterin - heute meine Frau -, daß ich mich bemühen würde, dort am Flughafen Essen/Mülheim ein Mahnmal errichten zu lassen, wo die Lagerhäftlinge mißhandelt worden sind.

Meine Idee trug ich 1978 zunächst Oberbürgermeister Dieter aus dem Siepen (SPD) vor und bemühte mich gleichzeitig um Unterstützung durch prominente Mülheimer Mitglieder der SPD; in diesem Zusammenhang war Bodo

Hombach, MdL, sehr rege. Ich wendete mich an Institutionen, mit deren Unterstützung ich genauere Informationen über das Arbeitserziehungslager und seine Insassen ermittelte: Botschaft des Staates Israel, Zentralrat der Juden, Internationaler Suchdienst, Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie in Amsterdam und Hauptstaatsarchiv Düsseldorf.

Die im Staatsarchiv für mich, der ich kein Historiker bin, zugänglichen Dokumente ließen mich, sozusagen mit aller Rücksichtslosigkeit, wissen, welche Dimensionen Unmenschlichkeiten in dem Arbeitserziehungslager erreicht haben.

Mit der Oberbürgermeisterin Eleonore Güllenstern (SPD) entwickelte sich ein ausführliches Zwiegespräch, das mich daran glau-

ben ließ, meine Idee von einem Gedenkstein oder Vergleichbarem könne in absehbarer Zeit Wirklichkeit werden.

Seit seiner Amtsübernahme fühlt sich, mit großem und entscheidendem Engagement, Oberbürgermeister Hans-Georg Specht (CDU) meiner Idee verpflichtet und führt ihre Verwirklichung herbei, mit Unterstützung durch Mitarbeiter seines Amtes und anderer Ämter des Rathauses.

Tiefgreifende Fragen hat Frau cand. phil. Gabriele Lotfi, Münster, im Hinblick auf das "Arbeitserziehungslager Mülheim-Ruhr Flughafen", wie es staatspolizeilich genau genannt wurde, geklärt. Von ihrem Doktorvater Prof. Dr. Hans Mommsen, em., Ruhruniversität Bochum, hat sie die Aufgabe erhalten, im Bereich des Industriegebiet-



Im Ausbildungszentrum der Mannesmannröhren-Werke AG wurde die Gedenktafel für die Opfer des Arbeiterziehungslagers angefertigt. Das Foto zeigt die Auszubildenden Polatkan Ekren und André Loef bei der Arbeit. Unten der Text der Gedenktafel.

**An dieser Stelle befand sich von Juni 1941 bis März 1945
das Arbeiterziehungslager "Flughafen Mülheim/Ruhr".
Es unterstand der Staatspolizeistelle Köln.**

**Erinnert wird an die Häftlinge, die hier im Rahmen
sogenannter Erziehungsmaßnahmen, unter vollständigem
Verlust ihrer Freiheit und jeglicher Willkür ausgeliefert,
besonders schwere körperliche Arbeit leisten mußten.**

**Sie litten unter Hunger, Kälte, Krankheiten und
Mißhandlungen. Zahlreiche Todesfälle sind belegt.
Auch Hinrichtungen haben hier stattgefunden.**

Deportationen in Konzentrationslager wurden durchgeführt.

**Gedenktafel - aufgestellt von der
Stadt Mülheim an der Ruhr im Jahre 1996.**

tes an der Ruhr und in seiner weiteren Umgebung die Geschehnisse in den Konzentrationslagern, die sich dort während der Zeit des nationalsozialistischen Regimes befunden haben, wissenschaftlich zu erfassen und zu analysieren. Dr. Ernst Schmidt, Essen, Alte Synagoge, hat Frau Gabriele Lotfi an mich verwiesen, als sie 1995 auf den Namen des Lagers stieß, das in meinem Leben eine bedeutsame Rolle spielt.

*Der Verfasser beschäftigt sich im
Ruhestand mit Problemen der
Hochfrequenztechnik und
widmet sich dem Naturschutz.*